



Abb. 1.

KÜNSTLERISCHE BESUCHSKARTEN.

VON GUSTAV E. PAZAUREK.

Als die geschmackvollste und vornehmste Besuchskarte — oder „Visitenkarte“ wie wir Deutschen auch hundert Jahre nach Goethe mit Vorliebe zu sagen pflegen — gilt heutzutage jene, bei welcher der Name, nötigenfalls auch der Titel und die Stadt- oder Wohnungsangabe, alles auf das geringste Maß beschränkt, in einfacher Lithographie oder schlichter, gut leserlicher Druckschrift auf möglichst unauffälligem Kartonpapier zu finden ist. Dies ist nur ein Glied in der ganzen Kette jener Bestrebungen, die nicht nur in den graphischen Künsten, sondern überall im Kunstgewerbe alles auf die einfachste Zweckform zurückgeführt haben wollen, die mit der Weglassung, ja geradezu Bekämpfung sämtlicher ästhetischer Schmuckmittel die aus der Zweckbestimmung und dem gewählten Stoffe sich ergebende schlichteste Konstruktionsform und nur diese allein gelten lassen wollen. Uns wirft sich nun die Frage auf: Sollen, ja dürfen wir auf diesem Standpunkte auch für die Zukunft verharren?

Daß in unseren Tagen das Einfachste, geradezu Puritanische, wie sonst im Kunstgewerbe, auch im Gebiete der Besuchskarten als das Eleganteste hingestellt wird, hat seinen guten Grund und ist nur zu leicht erklärlich. Ist es doch eine naturgemäße Reaktion gegen die unmittelbar vorangehenden Verhältnisse, die nichts weniger als erfreulich waren. Was hat man auch bei den Besuchskarten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht alles schauernd mit erleben müssen! Sogenannte „Zierschriften“, die an Verschnörkelungen das äußerste leisteten, Monogramme, die in diesem Zusammenhange um so mehr als eine aufdringliche Tautologie empfunden wurden, da sie sich ohne eine Spur von Individualisierung mit ihren ungelenten Umränkungen gar so breit machten; dann wieder vielzeilige Titel- und Ordensangaben ohne Ende und zwar gerade bei solchen Persönlichkeiten, die kaum jemand darnach